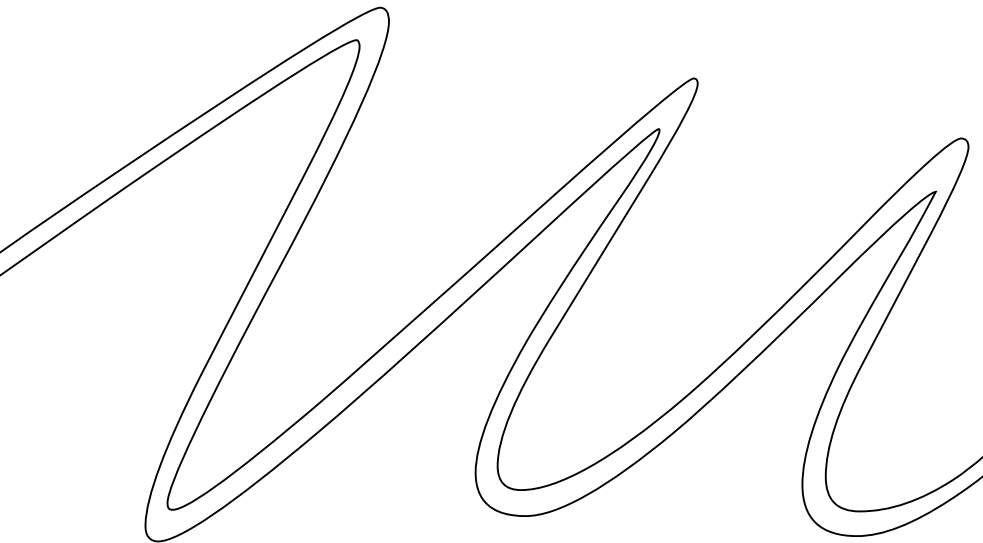


JUDITH KASPER

MÜSSIGGANG. ÜBER NOT UND LUST  
UND DIE INKOMMENSURABLE  
WINDSTILLE DER SEELE



I.

Friedrich Nietzsche hat in der *Fröhlichen Wissenschaft* (1882) gegen die moderne, effiziente, auf Lohn und Gewinn ausgerichtete Arbeit wiederholt einen antiken Begriff des Müßiggangs ins Spiel gebracht. Die Gegenüberstellung von Arbeit und Muße bildet bei ihm den zivilisationskritischen Ausgangspunkt, die Moderne als Form der Selbstversklavung durch das verallgemeinerte Prinzip der Lohnarbeit zu erkennen. Schon vor 130 Jahren benannte Nietzsche die »athemlose Hast«, die »Erschöpfung des Geistes«, das »Bedürfnis nach Erholung«<sup>7</sup> – Klagen und Bedürfnisse, die seither nicht aufgehört haben und inzwischen »Stress«, »Burnout«, »Chill out« und »Wellness« heißen. Die bei Nietzsche diagnostizierte

»Ansteckungsgefahr« durch das moderne Amerika hat sich damit längst in der deutschen Sprache niedergeschlagen, die diese Wörter bereitwillig aufnimmt, ohne sie zu übersetzen. Anziehung und Abwehr bilden darin einen symptomatischen Kompromiss. Erfolg, Erschöpfung und Erholung stehen hier in einem ökonomischen, vermeintlich berechenbaren Zusammenhang ebenso wie Depression und Heilung. Muße – als ein fast vergessenes, geradezu anachronistisch anmutendes Wort, das nicht mit Freizeit, Erholung und Entspannung gleichbedeutend ist – mag in diese Ökonomie, von der diese allzu rasch formulierte Zivilisationskritik selbst noch gezeichnet ist, eine Verzögerung einfügen.

## II.

Eine Verzögerung ergibt sich schon allein deshalb, weil das Wort »Muße«, von der Dialektik aus Arbeit und Erholung längst verdrängt, nicht mehr selbstverständlich ist. Der aktuelle *Duden* spaltet den Begriff auf: in die eher positiv besetzte »Muße« und den klar negativ konnotierten »Müßiggang«. Beiden – Muße und Müßiggang – werden als Synonyme die Worte »Nichtstun« und »Dolcefarniente« zugeordnet. In der Bestimmung des Wortes »Muße« wird dieses Nichtstun mit Beschaulichkeit, Freizeit, Ruhepause und Stille verbunden, während es bei »Müßiggang« mit Arbeitsscheu und Faulheit verknüpft ist. Ebenso ist die Bedeutung des Adjektivs »müßig« eindeutig negativ: »keiner (sinnvollen) Beschäftigung nachgehend, (auf gelangweilte Weise) untätig, überflüssig, unnütz, zwecklos, arbeitsscheu, faul, faulenzerrisch, inaktiv, nichts tuend, träge, untätig, phlegmatisch, bequem, stinkfaul, nutzlos, sinnlos, überflüssig, umsonst, unnötig, unnütz, vergeblich, zwecklos«.

Auf einem älteren Sprachstand, wie ihn das *Deutsche Wörterbuch* von Jacob und Wilhelm Grimm verzeichnet, wird die »Musze« (in Band M – Erscheinungsjahr 1885) zunächst als ein Intervall und als ein Spielraum gefasst und grammatikalisch als Substantiv des Modalverbs »müssen« ausgewiesen. Das Adjektiv »müszig« ist in der Bedeutung von »spielraum habend, los, frei, ledig, locker, ungedrängt« wertfrei bis positiv. Wer allerdings »müszig geht«,

d.h. wer eine lockere und freie Lebensweise an den Tag legt, der wird in den unter »Müsziggang« zitierten Quellen, die meistens aus dem protestantischen Geist der frühen Neuzeit stammen, »in tadelndem sinne« als »übel« und »lasterhaft« bezeichnet. Denn Müßiggang bedeutet hier *acedia*, das lateinische Wort für Trägheit, mit dem eine der sieben Hauptsünden innerhalb der christlichen Theologie bezeichnet wird. Daher das deutsche Sprichwort »Müßiggang ist aller Laster Anfang!«<sup>2</sup>

Nietzsches Hervorhebung der Muße gegen die Arbeit ist damit zunächst einmal im Sinne der von ihm beabsichtigten »Umwertung aller Werte«, zumal der christlichen, zu verstehen. Dabei geht es jedoch nicht um eine schlichte Inversion von Arbeit und Muße, sondern vielmehr um die Herausprägung eines anderen Verhältnisses der beiden Begriffe zueinander, das durch die semantischen Abspaltungen, die in den Wörterbucheinträgen dokumentiert sind und unser Alltagsverständnis prägen, verdeckt worden ist. Auch wenn Nietzsche an keiner Stelle direkt darauf eingeht, wird ihm, dem großen Philologen, die etymologische Nähe und quasi-homophone Echobildung von Müssen und Muße aufgefallen sein. In dieser Sprachverwandtschaft deutet sich eine innerbegriffliche semantische Verschiebung an, durch die Müssen und Muße gerade nicht als Gegensatz erscheinen. In ähnlicher Weise ist dies auch im Altgriechischen der Fall, wo Muße *scholé* heißt, wovon sich die Schule ableitet, als ein aus *oikos* und *agora* herausgenommener, nicht mit Zielen und Zwecken verbundener Raum mit einer eigenen Zeit. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch, dass im Lateinischen die ökonomische Sphäre des Geschäfts aus der Negation des *otium* (Muße) hervorgeht – und gerade nicht umgekehrt.

### III.

»In den Ferien muss ich etwas über Muße schreiben«, kündigte ich einem Kollegen an, worauf wir beide in Gelächter ausbrachen. Die freie Zeit, das Müssen und die Muße verkeilten sich in diesem Satz derart ineinander, dass das angesprochene Thema, kaum ausgesprochen, schon durchgestrichen wurde. Doch wollte es nicht gelingen, durch Umformulierung des Satzes den inneren Widerspruch

der Aussage aufzulösen. »Darf ich über Muße schreiben«, »kann ich über Muße schreiben«, »möchte ich über Muße schreiben« haben weder Witz noch klingen sie richtig. Deutlich wird jedoch, dass das Schreiben über Muße (wie wohl jeder Schreibprozess) Muße zur Voraussetzung hat bzw. Muße überhaupt erst erzeugt. Schreiben muss Muße haben, sonst findet es nicht statt. Eben darin wird noch einmal etwas von der alten etymologischen Verwandtschaft zwischen Muße und Müssen spürbar. Doch wie kann Muße stattfinden, wenn sie weder durch gute Absicht, Training oder einer Art Selbstdisziplinierung zum Nichts- oder Wenigertun erreicht werden kann?

In einem weiteren Abschnitt in Nietzsches *Fröhlicher Wissenschaft* wird deutlich, dass Muße weder etwas ist, das beabsichtigt ist noch passiv erlitten wird; es ist etwas, das aus einer anderen Logik als derjenigen kausaler und finaler Zusammenhänge hervorgeht und in die Arbeit selbst einen anderen Begriff des Müssens einträgt:

Arbeit und Langeweile. — Sich Arbeit suchen um des Lohnes willen — darin sind sich in den Ländern der Civilisation jetzt fast alle Menschen gleich; ihnen allen ist Arbeit ein Mittel, und nicht selber das Ziel; wesshalb sie in der Wahl der Arbeit wenig fein sind, vorausgesetzt, dass sie einen reichlichen Gewinn abwirft. Nun giebt es seltenere Menschen, welche lieber zu Grunde gehen wollen, als ohne Lust an der Arbeit arbeiten: jene Wählerischen, schwer zu Befriedigenden, denen mit einem reichlichen Gewinn nicht gedient wird, *wenn die Arbeit nicht selber der Gewinn aller Gewinne ist*. Zu dieser seltenen Gattung von Menschen gehören die Künstler und Contemplativen aller Art, aber auch schon jene Müssiggänger, die ihr Leben auf der Jagd, auf Reisen oder in Liebeshändeln und Abenteuern zubringen. Alle diese wollen *Arbeit und Noth, sofern sie mit Lust verbunden ist, und die schwerste, härteste Arbeit, wenn es sein muss*. *Sonst aber sind sie von einer entschlossenen Trägheit*, sei es selbst, dass Verarmung, Unehre, Gefahr der Gesundheit und des Lebens an diese Trägheit

geknüpft sein sollte. *Sie fürchten die Langeweile nicht so sehr, als die Arbeit ohne Lust*: ja, sie haben viel *Langeweile nöthig*, wenn ihnen ihre Arbeit gelingen soll. Für den Denker und für alle erfindsamen Geister ist *Langeweile* jene unangenehme ›Windstille‹ der Seele, welche der glücklichen Fahrt und den lustigen Winden vorangeht; er muss sie ertragen, muss ihre Wirkung bei sich abwarten: — das gerade ist es, was die geringeren Naturen durchaus nicht von sich erlangen können! *Langeweile auf jede Weise von sich scheuchen ist gemein: wie arbeiten ohne Lust gemein ist.*<sup>3</sup>

Arbeit und Muße bilden hier nicht mehr einen Gegensatz, sondern sind eng ineinander verschlungen. Der wahre Müßiggänger scheut keine Arbeit, nicht einmal die härteste, aber es wird nie der Lohn gewesen sein, der ihn dazu motiviert hat. Es bedarf etwas anderem, Nietzsche nennt hier in einem Atemzug Not, Lust und Langeweile. Auch diese drei Begriffe bilden untereinander keine Gegensätze mehr. Not: Wird die *innere* Notwendigkeit einer Arbeit anerkannt, so wird sie vom Müßiggänger geleistet. Lust: Sie ist keine, die mit Freizeit und Entspannung zu tun hat<sup>4</sup>, sondern sie ist mit der Not und Notwendigkeit der Arbeit eng verbunden, sie hat in dieser Verbindung eine andere Wendung – *Windung* – genommen. *Langeweile*: Sie ist am schwersten zu ertragen, aber der Müßiggänger braucht sie. Sie bedeutet nicht Lustlosigkeit, sondern zunächst ganz wörtlich eine lange Weile, die weder eine Pause oder Rast meint, noch einfach das Gegenteil von Kurzweil ist, sondern sie ist eine Dehnung der Zeit selbst, deren Ende nicht abzusehen ist. Die Erfahrung dieser langen Weile heißt, dass sie weder abgekürzt noch gar ›totgeschlagen‹ werden kann (wie es Agamemnon buchstäblich getan hat, als er die Windstille und den damit verbundenen Stillstand seiner Schiffe auf dem Weg nach Troja durch das Opfer seiner Tochter Iphigenie aufhob).

Der Müßiggänger sieht sich hingegen *genötigt* und ist dadurch bereit, die »unangenehme Windstille der Seele« zu ertragen. Denn nur weil er bereit ist, diese Not zu ertragen, wird er auch bereit sein, das Aufkommen eines »lustigen Windes«, von dem niemand weiß,

wann er kommt und wie lange er anhält, wahrzunehmen. Der Müßiggänger Nietzsches *muss* also sowohl diese inkommensurable Windstille ertragen als er auch bereit sein *muss*, sich dem inkommensurablen Wind auszusetzen. Das heißt, dass sich der Müßiggänger vor allem dem eigenen Nicht-Wissen-Können aussetzt. Er ist kein Hedonist und kein Faulenzer, sondern mit »entschlossener Trägheit« verabschiedet er sich von der modernen Idee der Planbarkeit von Zukunft, der Vorratshaltung, der arbeitsökonomischen Ausrichtung seines Handelns. Er unterliegt dadurch nicht den launischen Wechselfällen des Lebens, sondern er verhält sich aktiv-träge dazu. Denn auch wenn er stillsteht, ist er nicht passiv, sondern erträgt aktiv den Stillstand. Und umgekehrt: Wenn er sich bewegt, ist er nicht einfach aktiv, sondern lässt sich von einer fremden Kraft – dem »lustigen Wind« – antreiben und tragen. Der »lustige Wind« ist dabei keiner, der einfach Lust bringt, sondern er ist »lustig«, weil er nach Lust und Laune weht, man also nie weiß, wann und woher er weht und wohin er einen treiben wird. Sicher scheint nur, dass der Wind, ganz gleich, ob er weht oder still ist, seine Streiche mit der Seele treibt, dass er sie auf den Arm nimmt, sie in die Irre führt und in jedem Fall enttäuscht, zumal wenn sie immer noch in der Erwartung befangen ist, dass das mühsame Aushalten der Windstille doch irgendwann die verdiente Belohnung bringen wird. Wind ist bei Nietzsche eine Kraft, die immer da ist, auch in ihrer stillen Abwesenheit. Sie betrifft die »Seele« und gerade nicht die Willenskraft, die Selbstdisziplinierung, die Selbstüberwindung und was auch immer sonst der Motor für unser Handeln und Arbeiten sein mag. Die »Seele« – »Psyche, ausgedehnt, weiß nichts davon«<sup>5</sup> – geht als Windstille, als lustiger Wind in die Arbeit ein, durchweht sie, verändert sie von innen heraus, gleichsam wie ein Wirbelwind, hält und treibt sie in unabsehbarer Weise an.

#### IV.

Im Wind der Seele findet das Wirken des Unbewussten als eine hemmende und unvorhersehbar vorantreibende Kraft einen bildhaften Ausdruck. Die Psychoanalyse, auch wenn sie wenig von Muße und viel von Arbeit spricht, führt die bei Nietzsche begonnene

Durcharbeitung des Arbeitsbegriffs von innen heraus auf ihre Weise weiter fort, indem sie den Begriff der Arbeit weitestgehend ins Unbewusste verschiebt, Arbeit als Arbeit des Unbewussten denkt und sich für das Unbewusste in der Arbeit interessiert.<sup>6</sup> Die Aufmerksamkeit auf das Wort »Muße« bei Freud zu legen, ist darum kaum mehr als eine kleine Akzentverschiebung in dieser Durcharbeitung. Freud verwendet das Wort »Muße« höchst selten, man kann die Erwähnungen an einer Hand abzählen. Eine Stelle ist mir besonders aufgefallen, an ihr bin ich hängen geblieben und möchte sie daher etwas ausführlicher betrachten. In einem Brief an seinen Freund Arnold Zweig (Brief vom 30. September 1934) schreibt Freud:

Sie wollen wissen, warum ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe? Nein, Sie wissen es nicht. Vielleicht vermuten Sie – und dann nicht ganz mit Unrecht – daß ich Sie durch meinen fortgesetzten Einspruch gegen Ihren Nietzsche-Plan nicht länger stören wollte, aber der Hauptgrund war doch ein anderer. Ich habe nämlich in einer Zeit relativer Ferien aus Ratlosigkeit, was mit dem Überschuß an Muße anzufangen, selbst etwas geschrieben, und das nahm mich gegen ursprüngliche Absicht so in Anspruch, daß alles andere unterblieb.<sup>7</sup>

Freuds skeptische Zurückhaltung gegenüber Zweigs schon zuvor öfters vorgebrachter Absicht, einen historischen Roman über Nietzsches Umnachtung zu schreiben, führt zu einer Pause in diesem Briefwechsel, einer Pause, die mit der Ferienperiode koinzierte. Es ist Sommer 1934. Freud ist 76 Jahre alt, er ist gesundheitlich schon seit Langem angeschlagen, schon länger hat er sich von der Idee verabschiedet, weiter zu publizieren. Er fühlt, dass ihm nicht mehr viel Lebenszeit bleibt, und er hat Ferien – viel Zeit in dieser so knappen Lebenszeit: ein »Überschuß an Muße«, dem Freud sich »ratlos« ausgesetzt sieht. Man kann sich vorstellen, wie sich diese Ratlosigkeit gegenüber der freien Zeit mit der Ratlosigkeit gegenüber den historischen Zeitumständen, in die diese freie Zeit fällt, verbindet. Der Nationalsozialismus ist seit einem Jahr im

Nachbarland an der Macht. Jüdische Bürgerinnen und Bürger sind zunehmend in ihrer Existenz bedroht und fliehen aus Deutschland und Europa. Auch Freuds eigene Zukunft, aber vor allem auch die Zukunft der Psychoanalyse ist extrem bedroht. Diese dringlichen Fragen klingen im Briefwechsel an. Vor allem Zweig, der längst im Exil in Palästina weilt, spricht sie an, während Freud über weite Strecken beinahe sprachlos und handlungsohnmächtig wirkt und nach alter Gewohnheit in die Sommerfrische fährt. Diese Ferien können nicht anders als eine unbehagliche Vakanz wahrgenommen werden, als eine freie Zeit in immer unfreieren Zeiten. Der Überschuss an Muße benennt in Wirklichkeit die höchst gespannte psychische Verfasstheit, aus der heraus Freud beginnt, sein vielleicht inkommensurabelstes Projekt überhaupt zu konzipieren: einen historischen Roman über Moses. »Angesichts der neuen Verfolgungen«, schreibt Freud, »fragt man sich wieder, wie der Jude geworden ist, und warum er sich diesen unsterblichen Haß zugezogen hat. Ich hatte bald die Formel heraus: Moses hat den Juden geschaffen, und meine Arbeit bekam den Titel: Der Mann Moses, ein historischer Roman (mit mehr Recht als Ihr Nietzscheroman).«<sup>8</sup> Der rasch gefundenen »Formel« antwortet die für Freud stets problematisch gebliebene Gattung des »historischen Romans«, dessen ausufernde Länge der Effizienz einer Formel geradewegs entgegenläuft. Der Sicherheit der Formel antwortet die zweifelhafteste Gattung, in der ein ausuferndes fragendes und zweifelndes Kreisen um die knappe Formel stattfinden wird. Der »Überschuß an Muße«, dem die »Formel« entspringt, geht selbst als »Windstille« und »lustiger Wind« in das Schreiben am *Moses* ein: ein völlig unabsehbares, ebenso absichtsloses wie notwendiges Unternehmen, das die verbleibenden Lebensjahre von Freud ganz in Anspruch nehmen und ihn, den großen Stilisten, an den Rand seiner Formulierungs- und Gestaltungsfähigkeiten treiben wird, aber ihn, aus allen Gewohnheiten vertrieben, auch auf den Weg ins Exil begleiten wird. Der »Überschuß an Muße«, diese ungeheure Kraft, überträgt sich aber auch auf Zweig, der seinen eigenen historischen Roman beiseitelegt und schließlich ganz aufgeben wird, stattdessen in den Sog von Freuds ratlosem, wirbelwindartigem Kreisen um die »Formel«



gerät und seinem Freund zahlreiche Abhandlungen zukommen lässt, die seinem historischen Roman eine wissenschaftliche Basis verleihen sollen.

Die Briefstelle benennt nicht nur den präzisen Moment, in dem Freuds letztes großes Projekt seinen zufälligen und zugleich notwendigen Anfang nimmt, sondern sie gibt auch zu denken, inwiefern die Psychoanalyse (und mit ihr eng verbunden Freuds *écriture*) von solchen »Windstillen der Seele« her gedacht werden muss, wie sie keinem systematischen Vorhaben folgt, sondern sich letztlich zufälligen Gegebenheiten und merkwürdigen Koinzidenzen verdankt, denen sie sich nicht verschließt, sondern von denen sie sich – nicht ohne Zweifel, aber doch bereitwillig – tragen lässt.

Auch die psychoanalytische Kur kann als Raum aufgefasst werden, in dem Analytiker und Analysand solche »Windstillen der Seele« ertragen, die Dehnung der Zeit erfahren und das Segel gehisst halten für »lustigen Wind«, der die »glückliche Fahrt« des Lebens antreibt und meist in Richtungen treibt, die kein noch so weiser Ratschlag je hätte antizipieren können (selbst und vielleicht insbesondere dann, wenn das Gefühl vorherrscht, dass Zeit und Kraft knapp sind, dass alles schon zu Ende ist).

Die von Arbeitsbegriffen so sehr geprägte Psychoanalyse hat also viel mehr mit »Muße« zu tun, als man zunächst erwarten würde. Freud hat an anderer Stelle bemerkt, dass der Arzt bezüglich der langen, oft zögerlichen Durcharbeitung der Widerstände von Seiten des Analysanden vor allem geduldig sein muss und »nichts anderes zu tun [hat], als zuzuwarten und einen Ablauf zuzulassen, der nicht vermieden, auch nicht beschleunigt werden kann.«<sup>9</sup> Das »Zulassen« von etwas, das nicht vermieden und auch nicht beschleunigt werden kann, eröffnet die Vakanz, in der etwas Notwendiges zu seiner Zeit zum Ausdruck kommt. Der Dringlichkeit begegnet ein Zeit-Lassen, nur das Zeit-Lassen lässt das Dringliche überhaupt zum Vorschein kommen. Es ist also, als erforderten die dringenden Fragen nicht so sehr ein tatkräftiges Handeln, sondern vor allem ein Lassen. Dieses Lassen ist weder aktiv noch passiv, sondern, mit einem Wort von Werner Hamacher, »Afformanz«<sup>10</sup>: eine Aussetzung von Performanz, in der sich etwas

anderes, freilich unabsehbares, das keiner Zielvorstellung mehr entspricht, ankündigt.

Nietzsches »aktive Trägheit«, mit der »die unangenehme Windstille der Seele« ertragen und die Erfahrung des »lustigen Windes« gemacht wird, ist poetischer Ausdruck solcher Afformanz. Dieser Modus ist aber nie einfach zugänglich, sondern erst berührbar durch immer wieder erneutes Durcharbeiten und Entwerken der Gegensätze von Aktivität und Passivität, Arbeit und Muße, Not und Lust. In diesem Durcharbeiten findet »seelische Arbeit« statt und macht sich mehr und mehr Raum. Träume, Formeln, Assoziationen, Digressionen und Kurzschlüsse wehen durch die Arbeit, zumal die denkerische, und öffnen sie, die um die ernstesten Fragen kreist, auf »etwas Torheit, Ausgelassenheit, fröhliche Wissenschaft«. <sup>11</sup>

## VI.

Ich möchte schließen mit einer Frage, die das geheime Motiv für die voranstehenden Ausführungen gebildet haben mag. Sie betrifft meine eigene ungelöste Zeiterfahrung mit der Analyse. Was heißt es, sich für die Psychoanalyse Zeit zu nehmen? Was heißt es, keine Zeit für Psychoanalyse zu haben? Wie kommt es, dass die zeitraubende Psychoanalyse Zeit schenkt? Und was passiert, wenn die psychoanalytische Sitzung zu einer Frage der Terminplanung und damit zu einem Termin unter anderen wird? Anstelle einer Antwort will ich mit der Schilderung einer Erfahrung schließen und meine Ratlosigkeit nicht verbergen. Ich begann meine Analyse bei einem notorisch unpünktlichen Analytiker. Ich verbrachte lange Zeit in einem Warteraum und wusste nie, wie lange meine eigene Sitzung dauern würde (die Dauer schwankte zwischen circa 30 und 90 Minuten). Ich akzeptierte das Warten mal mürrisch, mal gelassen. Da es meine erste Erfahrung als Analysandin war, dachte ich, dass diese Verzögerungen üblich seien (ich hatte noch nichts von Freuds »Stundenmiete« gelesen, hatte nur vage etwas über die unabsehbaren Zeiteinheiten der Lacan'schen Analysesitzungen gehört). Nach einigen Jahren wechselte ich aufgrund eines Ortswechsels den Analytiker. Zu meiner positiven Überraschung erwies

dieser sich als extrem pünktlich und gut organisiert. Es kam nie zu Wartezeiten oder Verzögerungen und ich konnte somit verlässlich meinen Tag um die Analyse herum planen. Ein weiterer Ortswechsel zog wieder eine Veränderung nach sich. Diesmal wechselte ich nicht den Analytiker, sondern vereinbarte, die Analyse per Telefon fortzusetzen und gelegentlich zu Analyseblöcken anzureisen. Vermutlich hat der Wechsel der Modalitäten dazu beigetragen, dass meine Aufmerksamkeit zunehmend von den Rändern der Sitzungen angezogen wurde, wie sich der prekäre Übergang zwischen Arbeitsalltag und psychoanalytischer Sitzung jedes Mal gänzlich anders gestaltete. Diese Übergänge kommen in ihrer spezifischen Zeitlichkeit selten zur Sprache. Mir wurden sie immer wichtiger, denn an ihnen entschied sich, ob sich die Arbeit in der Analyse in eine vom Wind und von der Windstille der Seele durchwehte gestaltete. Im Rückblick erscheinen mir der Warteraum sowie der zeitlich ausgedehnte Gang und Übergang aus der Analyse zurück in den Raum des Alltags und Arbeitens als wichtige Zwischenräume, in denen sich das, was zuweilen in allzu gepresster Weise innerhalb einer Sitzung »abgearbeitet« wurde, ausdehnen und abermals verändern und anreichern konnte. Die psychoanalytische Sitzung, so will mir scheinen, braucht ihrerseits solche Zwischen- und Schwellenräume, in denen die Durcharbeitung – diese merkwürdige Entwerkung der Arbeit zur Langeweile, in der sich die Psyche ausdehnen kann – weiter kreisen kann.

Meine Analyse kam zu einem Ende, als mir deutlich wurde, dass die Unzufriedenheit mit der Telefonanalyse nicht an der körperlichen Abwesenheit des Analytikers lag, sondern daran, dass mir die Pünktlichkeit, die bei der Telefonanalyse am Minutenzeiger abgelesen werden konnte, die so kostbaren unbestimmten Zwischenzeiten des Wartens weggenommen hatte. Ich selbst war unfähig, mir – ohne warten zu *müssen* – diese Zeit vor und nach der Analysesitzung auf andere Weise einzuräumen. Die Dehnung der Zeit unterlag nicht meinem Willen. Mir fehlte darum die gleichsam veräumlichte Windstille, der Warteraum, dieses unfreiwillige Abgebremst-Werden, bevor die Sitzung losging, ich vermisste den unangenehmen psychischen Rückstau, der da oft zu spüren war, und

begann mich zu sehnen nach den schwindelerregend leeren Momenten, die mich nach der Analysesitzung zuweilen auf der Straße heimsuchten und die Rückkehr in den Alltag mit seinen Arbeitsanforderungen eine Weile verzögerten. Seither träume ich von einer Wiederaufnahme der Psychoanalyse und bilde mir doch wieder ein, dafür keine Zeit zu haben. Auch und vielleicht gerade das aus der Erfahrung der Analyse gewonnene Wissen, dass der Zeitaufwand, den die Analyse verlangt, Zeit schenkt, hilft mir nicht, mich dazu zu entschließen, die Kur fortzusetzen. Auch dies ist einem rationalen Verlust-Gewinn-Kalkül geschuldet, das sich hartnäckig immer wieder in den Vordergrund drängt, wenn ich mit dem Gedanken spiele, wieder zum Psy zu gehen. Auch wenn dieses Kalkül *für* die Psychoanalyse spricht, so spricht es doch *als* Kalkül *gegen* sie und verriegelt den Weg zu ihr. Die Ratlosigkeit darüber führt dazu, dass mir nichts übrig bleibt, als in dieser Windstille derzeit zu verharren.

Monografien:

- Freud, Sigmund, Zweig, Arnold: *Briefwechsel*. Hg. von Ernst L. Freud. Frankfurt am Main 1968: Fischer.
- Freud, Sigmund: *Studienausgabe*. Hg. von Alexander Mitscherlich, Angela Richards, James Strachey. Frankfurt am Main 1997: Fischer, 13. Aufl.
- Freud, Sigmund: *Gesammelte Werke*. Hg. von Anna Freud u.a. Frankfurt am Main 1999: Fischer, 2. Aufl.
- Nietzsche, Friedrich: *Fröhliche Wissenschaft*, in: Nietzsche Werke. Kritische Gesamtausgabe. Hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Berlin, New York 1973: de Gruyter.
- Schäfer, Martin Jörg: *Die Gewalt der Muße. Wechselverhältnisse von Arbeit, Nichtarbeit, Ästhetik*. Zürich, Berlin 2013: diaphanes.

Sammelbände:

- Baecker, Dirk (Hg.): *Archäologie der Arbeit*. Berlin 2002: Kadmos.
- Bröckling, Ulrich; Horn, Eva (Hg.): *Anthropologie der Arbeit*. Tübingen 2002: Narr, 259–279
- Tomšič, Samo; Andreja Zevnik (Hg.): *Jacques Lacan between Psychoanalysis and Politics*. London, New York 2016: Routledge.

Beiträge in Sammelbänden:

- Hamacher, Werner: *Arbeit Durcharbeiten*. In: Dirk Baecker (Hg.): *Archäologie der Arbeit*. Berlin 2002: Kadmos, S. 155–20.
- Helmstetter, Rudolf: *Austreibung der Faulheit. Regulierung des Müßiggangs. Arbeit und Freizeit seit der Industrialisierung*. In: Ulrich Bröckling; Eva Horn (Hg.): *Anthropologie der Arbeit*. Tübingen 2002: Narr, 259–279.
- Wegener, Mai: *Why should dreaming be a sort of work? On work, economy, and enjoyment*. In: Samo Tomšič; Andreja Zevnik (Hg.): *Jacques Lacan between Psychoanalysis and Politics*. London, New York 2016: Routledge, S. 164–180.

- 7 Friedrich Nietzsche: *Fröhliche Wissenschaft*, in: *Nietzsche Werke. Kritische Gesamtausgabe*. Hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Berlin, New York 1973: de Gruyter, 5. Abt. 2. Bd., S. 236 (Abschnitt 329 »Musse und Müsiggang«)
- 8 Umgekehrt lauert freilich immer schon die Gefahr der Verklärung eines zum modernen Arbeitsverständnis entgegengesetzten lebenskünstlerischen Muße-Begriffs. Vgl. dazu Martin Jörg Schäfer: *Die Gewalt der Muße. Wechselverhältnisse von Arbeit, Nichtarbeit, Ästhetik*. Zürich, Berlin 2013: diaphanes.
- 3 Nietzsche: *Fröhliche Wissenschaft*, S. 82 f. (Abschnitt 42 »Arbeit und Langeweile«)
- 4 Vgl. zur Organisation der Freizeit Rudolf Helmstetter: *Austreibung der Faulheit. Regulierung des Müßiggangs. Arbeit und Freizeit seit der Industrialisierung*. In: Ulrich Bröckling, Eva Horn (Hg.): *Anthropologie der Arbeit*. Tübingen 2002: Narr, S. 259–279
- 5 Sigmund Freud: *Aufzeichnungen*. In: *Gesammelte Werke*. Hg. von Anna Freud u.a. Frankfurt am Main 1999: Fischer, 2. Aufl., Bd. 17. Schriften aus dem Nachlaß 1892–1938, S. 152. (Aufzeichnung vom 20.8.1938)
- 6 Mai Wegener hat dargelegt, wie die psychoanalytischen Arbeitsbegriffe in den typisch Freud'schen Kompositabildungen Traumarbeit, Verdichtungsarbeit, Verschiebungsarbeit, Witzarbeit, Deutungsarbeit, Durcharbeiten etc. ins Unbewusste verschoben sind, vgl. dies.: *Why should dreaming be a sort of work? On work, economy, and enjoyment*. In: Samo Tomšič; Andreja Zevnik (Hg.): *Jacques Lacan between Psychoanalysis and Politics*. London, New York 2016: Routledge, S. 164–180
- 7 Sigmund Freud/Arnold Zweig: *Briefwechsel*. Hg. von Ernst L. Freud. Frankfurt am Main 1968: Fischer, S. 101 f. (Brief von Freud an Zweig vom 30.9. 1934)
- 8 Ebd., S. 102
- 9 Sigmund Freud: *Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten*. In: *Studienausgabe*. Hg. von Alexander Mitscherlich, Angela Richards, James Strachey. Frankfurt am Main 1997: Fischer, 13. Aufl., Ergänzungsband, S. 205–215, hier: S. 215
- 10 Werner Hamacher: *Arbeit Durcharbeiten*. In: Baecker, Dirk (Hg.): *Archäologie der Arbeit*. Berlin 2002: Kadmos, S. 155–200, hier: S. 195
- 11 Nietzsche: *Fröhliche Wissenschaft*, S. 14